

(Nachdruck verboten.)

Der Kaffl vom Hollerbräu.

23) Roman von R. von Seydlitz.

Gleich in den ersten Tagen hatte Kaffl eine gute Idee: er erinnerte sich jenes Professors, der vor Jahren in Harlaching beim Fest die schöne Rede gehalten hatte. Der Mann mußte doch selbst tiefe Kenntnisse haben, oder andre Leute wissen, die helfen konnten.

Und am Sonntag ging er zu dem Herrn hin. In der Wohnung traf er ihn nicht, sondern man wies ihn ins Polytchnikum, wo er endlich nach vielem Fragen sich vor einer Thür fand, die des Professors Namen trug.

Er öffnete und sah den Herrn unter tausend Glasflaschen und Apparaten stehen, eine Schürze vorgebunden wie ein Metzger und die Brille hoch auf die Stirn geschoben.

Mit einigem Zagen begrüßte Kaffl den Herrn und brachte sein Anliegen vor. Er sagte gleich, daß er auf eigene Hand Käme und Ebelein nichts davon wisse.

Der Professor war zuerst etwas unwillig ob der Störung und lehnte alle Beihilfe ab; er sei nicht dazu da, auf den Wink eines beliebigen Bräuburschen heimlich Würzen und Diere und Zeug zu untersuchen. Das fehlte wohl noch!

Kaffl war sehr betreten und entschuldigte sich; er habe gedacht, der Herr Professor „mache so etwas“.

„Ich mache so etwas,“ wiederholte der Herr, diesmal etwas freundlicher, denn die Einfalt amüsierte ihn. „Ich will Ihnen was sagen: wenn es Ihnen ernst um die Sache ist, verschaffen Sie mir vom Herrn Ebelein eine schriftliche Aufforderung, dann komme ich zu Ihnen und sehe zum Rechten. — Wie geht's dem Ebelein? Ich höre, er ist krank?“

„Ja, freilich. Deswegen hab i mer denkt, i wollt 'n net erscht plag'n, und bin glei z' Eahna komma.“

„Wie sind Sie denn auf mich gekommen?“

— Kaffl berichtete verlegen, wie's ihm die schöne Rede damals so angethan hätte. . . .

Professor Kießling verwunderte sich; denn er hatte an jenem Tage unvorbereitet eine kleine Sammlung von Kathederphrasen von sich gegeben; das erinnerte er sich noch recht gut; nur um als Eingeladener dem Jubilar eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Und schwerlich hatte er damals gedacht, daß ein Schenkkelner, der an der Thür lauschte, dereinst auf ihn in Folge seines rhetorischen Geschwäzes seine ganze Hoffnung bauen würde.

Aber auch Professoren haben eine Stelle, wo sie zuweilen sterblich sind; und der rührende Glaube des Burschen that ihm wohl. Er ließ sich darum nun mit ihm in eingehendes Gespräch ein, hörte aufmerksam zu, freute sich der Intelligenz des Burschen, mit dem es sich schnell reden und verstehen ließ, und machte einigemal Zeichen mit dem Kopf, als ahnte er, wo die Krankheit saß. Die Folge war, daß Kaffl direkt zu Ebelein ging, um die gewünschte Aufforderung an den Professor zu erbitten. Ebelein schrieb sie selbst, und befahl ausdrücklich, niemand in der Brauerei etwas davon zu sagen; und Kaffl ging gehobenen Muts nach Hause. Unterm Arm hatte er drei Bücher, die der Professor ihm gegeben; es waren Lehrbücher der Braukunst, wie sie, besonders in Oestreich, in letzter Zeit viel erschienen sind.

Das war nun ein so mächtig neues Ferment in der Seele Kaffls, daß er mit Bier anfang, zu lesen. Das Entziffern von Druckschrift war eigentlich seit der Schule beinahe eine vergessene Kunst für ihn, aber im hohen Eifer, die gedruckte Weisheit kennen zu lernen, ging's bald schneller und schneller.

Der Professor hatte erst geglaubt, der Kaffl käme von einer Brauschule. Erst nachdem er dies verneint, hatte der Herr endlich mehr Vertrauen zu ihm gefaßt; „Lesen Sie immerhin die Bücher; da Sie praktisch gebildet sind, werden Sie bald erkennen, was daran Wert für Sie hat. — Aber lassen Sie sich nie einkommen, in eine Schnellbleiche zu gehen. Probieren geht über studieren. Ich hab' einen Direktor von einer Brauschule gekannt, der predigte ernsthaft in den Lehrstunden, alle Zusätze seien schädlich und teuer; danach, in den Ferien, ließ er selber am Land herum und lehrte die Bauern's Pauschen. — Es ist im besten Fall eitel Wort-

fram, was einer da aufliest, und das meiste davon muß er wieder vergessen, damit Platz im Schädel wird für praktische Erfahrung. — So, das wollt' ich Ihnen zu ihrem Besten sagen; nun können Sie die Bücher getrost lesen, obwohl der eine Verfasser seine eigne Brauschule darin himmelhoch anpreist. Ich weiß aber, was für Früchteln er zeitigt; lauter wohlredende seine Herren, zu verwöhnt zum Bräuburschen und zu ungebildet zum Wissenschaftler. — So, und jetzt b'hüt Gott, — ich muß hier arbeiten.“

Während Kaffl wieder auf der Straße war, fiel ihm auf die letzten Worte des Professors der elegante Haas wieder ein, besonders der erste Morgen, an dem Haas im Hollerbräu war. Damals hatte er noch herzlich lachen können über den Kerl. Längst waren alle aufgestanden und hatten die Frühstücksuppe im Magen, da fragte der Bräumeister: — „Ja, wo is denn der Frische?“ — „Der schläft!“ — „So!“ Und der Bräumeister war darauf selbst hinaufgestiegen in die Kammer, ihn zu wecken. Eine halbe Stunde darauf war immer noch kein Haas sichtbar; wieder stieg der Bräumeister bedächtig die Stiege hinauf, nach dem Befinden des Herrn zu fragen; diesmal aber schneuzte er sich dabei heftig, und diese Trompetentöne bedeuteten einen heranziehenden Sturm mit Donnerwetter, das mußten die andren. Wer gerade in der Nähe war, schlich dem Bestrengen nach, die Jüngsten besonders.

Und oben war's dann ein schönes Bild gewesen. Haas saß auf dem Nebenbett neben seinem, hatte sich einen Spiegel gegen die Wand gelehnt und ordnete seine Locken. Sein Koffer war offen und in diesem und auf dem Bett war eine wahre Ausstellung zu sehen. Büchsen, Flaschen, Rämme, Krawatten mit Nadeln drin, das Corpsband, der Stürmer, Bücher, Lackschuh und farbige und weiße Handschuh — dazwischen Photographien, die aber keine Herren der Brauereiwelt darstellten, sondern Zellnerinnen und Ladenmädchen; kurz, es war für die lustige Jugend, die sich um die Thüre drängte, ein Anblick ohnegleichen.

Das Gespräch war sehr kurz gewesen und fünf Minuten darauf stand Haas unten und wusch Fässer; in Lackshuhen und mit großen vergoldeten Manschettenknöpfen am Handgelenk.

Jaß waschen! Ha, wie hatte der Anblick den Kaffl damals zum Lachen gebracht; Haas hatte es ihm sogar übel genommen; „lacht nur zu, Ihr Hecht,“ hatte er gerufen, „mer wolle sehe, wer vo' uns z'letzt lacht; ich bin längst ä Bräuereibesitzer, wann Ihr no Pflanne puße thut.“

Das erinnerte sich jetzt der Kaffl. Und auf einmal fiel's ihm auf, daß es jetzt beinahe so gekommen war. Der Haas war ein wohlhabender unabhängiger Mann, und er, der Kaffl, arbeitete noch im Dienst, ohne besondere Aussicht, es viel weiter zu bringen.

Und dann kam noch ein grimmweckender Gedanke dazu, der an Agathe . . .

Warum doch die Lumpen Glück haben und ehrliche Leute das Nachsehen! —

Ein paar Tage später kam Professor Kießling mit zwei jungen Herren und besichtigte die Brauerei, wie ein Arzt den Patienten. Er nahm Proben von der Würze, vom Zeug und von verschiedenen Stadien der Gärung in Fläschchen mit, that sehr fremd gegen alle, auch Kaffl, und sprach nur mit offizieller Höflichkeit gegen den Bräumeister.

Dann ging alles wieder einige Tage scheinbar ganz ruhig seinen Gang, nur Luz und der Toni hatten sichtbare Unruhe in den Gliedern, verdeckt durch Troß und Grobheit. Ringelmann aber war außer sich; er ahnte von Kaffls Schuld an dem Professorenbesuch nichts, vergeblich rief er hin und her, ob wohl der Alte selber auf so eine fatale Idee gekommen sein konnte.

Aber der alte Herr dachte an alles andre eher, als an Professoren der Gymnasien. Er hatte furchtbar aufregende Tage in seinem Hause durchgemacht.

Recht genau wußte niemand in der Stadt, was passiert war, und wie es zusammenhing. Eines Abends, so viel stand fest, war der Premierlieutenant Kessler mit dem Neffen Ebeleins, dem Karl, beim Onkel zusammengetroffen; Karl hatte seinen Verwandten etwas Wagnerisches auf dem Klavier vorgetragen und der Lieutenant hatte derweilen in einer Ecke des Salons mit Wivi sich halblaut unterhalten.

Als der Lieutenant dann fortgegangen war, hatte ihn Karl draußen am Gitterthor etwas deutlich seine Meinung gesagt; am nächsten Tage hatte es einige steifeierliche Besuche gegeben und am übernächsten Morgen hatten sie den Verteidiger der Ehre des Hauses schwer verwundet heimgebracht; der Lieutenant aber, ebenfalls, aber leichter verletzt, war seitdem unsichtbar geworden.

Alle im Hause Ebelein waren in tiefer Erschütterung. Der Vater dachte in schwerer Bekümmernis an den braven Jungen, den Karl, der vielleicht oben in seinem Zimmer jetzt schon mit dem Tode rang. Die Mutter empfand über alles den Skandal, und die Tochter weinte um den nun unwiederbringlich verlorenen Offizier. Aber dabei neigte sich die Mutter sowohl als vor allem die Tochter dem ritterlichen Karl zu. Bibi besonders hatte zum erstenmale Gelegenheit, die edelste Seite der weiblichen Natur zu offenbaren. Sie pflegte aufopferungsvoll den, der für sie in den Zweikampf gegangen war, und in dieser Aufopferung brach auch eine edle, dankbewußte Neigung durch. Der Leidende merkte das wohl und das grausame Weh seines Schmerzenslagers, die ernste Gefahr, alles Düstere wurde ihm durch einen freundlichen Sonnenstrahl verklärt.

Als er dann nach zehn bangen Tagen scheinbarer Besserung schnell und unerwartet gestorben war, hatte Bibi im ganzen Hause wohl das bitterste Weh zu tragen; ihn hatte sie aufrichtig lieben gelernt, ihn hätte sie ihr Leben gern geweiht. In diesen zehn Tagen war ihr eine seltsame Hoffnung aufgegangen, einmal glücklich zu sein, glücklich von innen heraus; das war ein kurzer Traum gewesen, und nun war alles leer um sie.

Die Mutter sah freilich mit dem Sarge Karls auch alle ihre Pläne in den Boden sinken, denn der Neffe hatte ja den andern auch vertrieben. Aber allzu tief ging's ihr nicht, und sie gab Hoffnung, von allen Beteiligten zuerst ihre innere Ruhe wieder zu finden.

Der Vater, ohnedies leidend, war völlig niedergeschlagen; ihm war Karl wie ein plötzlich geschenkter Sohn gewesen, seitdem er zurückgekehrt. Und nun mußte der tüchtige, junge, kräftige Mann sterben! Er rang Tag und Nacht die Hände, auf seinem Marterstuhl liegend, und wollte ganz verzweifeln. Ringelmann hatte versucht, ihn zu sprechen wegen jenes Besuchs des Professors Niesling, aber vergebens.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Noch immer stehen wir tief im Winter. Daß der Januar vorüber ist, thut nichts. „Februar hat seine Wunden, baut aus Eis oft feste Bruden.“ Und dann danert es noch Monate, ehe es grün wird, und dann noch Wochen, ehe nach den Nüdfällen des Mai wirklich auf schöne Zeit zu rechnen ist. Ehe nicht die Strahlen vom Schneefeld gehen, glaubt der Bauer an kein Frühjahr, und ehe nicht der „Wod“ abgetrunken ist, glaubt der Münchener an keinen Sommer. Und „träht im April der Hahn auf dem Mist, so ändert sich das Wetter, oder es bleibt wie es ist.“

Nicht anders geht's mit dem Wandel der musikalischen Jahreszeiten. Auch hier werden uns im Februar noch ordentliche Eisbrüden gebant werden. Auch hier wird uns das Lanwetter des März noch tiefe Notäste und der Mai noch hageldicke Nüdfälle bringen. Ehe nicht das Orchester der Berliner Bürgerchaft, das philharmonische, seine Instrumente zur Reise gepackt hat, und ehe nicht die letzten österlichen und pfingstlichen Oratorien abgeklungen sind, glaubt der Konzert-Freiberger an keine Erholung vom Zwang der Freibillets. Und hat Frau Willi Lehmann ihr angeblich letztes Konzert gegeben, so ändert sich das Konzertleben, oder es bleibt wie es ist.

Der Beobachter des Musiklebens, dem es nicht auf die Chronik der einzelnen Vorgänge, sondern darauf ankommt, aus ihnen typische Kennzeichnungen unsrer tonkünstlerischen Gesamtverhältnisse zu gewinnen, steht immer vor der Gefahr, sich in diesen winterlichen Schneemassen und Schneestürmen zu verirren und zu verlieren. Schon weil man vor den Konzerten, die man zum Besuch ausgewählt hat, noch nicht recht weiß, ob sie auch wirklich durch ihre Charakteristik und eventuell durch ihre Tüchtigkeit die Wahl rechtfertigen werden. Zudem sind die besten Konzerte nicht immer die typischsten. So war es am letzten Montag mit dem großen Chor- und Orchester-Konzert von Dresdener Künstlern. Die Dresdener Musikerkreise haben immer etwas in Vereitschaft, das uns fehlt. Sie besitzen nicht nur sehr beachtenswerte Konservatorien (im Land der hellen Pädagogen!) und jetzt sogar eine Volks-Singakademie: sie haben auch Komponisten wie Draeske und Nicodé. Ihre „Dreißigstige Singakademie“ machte in jenem Konzert von einem früh Verstorbenen, der übrigens amest in der Schweiz gewirkt hatte, Hermann Göh

(1840—1876), ein längst geachtetes, hier aber derzeit so gut wie unbekanntes Werk. Der Komponist der Oper „Der Widerspänstigen Zähmung“ hat Schillers „Renie“ für Chor und Orchester in einer Weise vertont, die zwar nicht gerade neue Wege schlägt, aber doch über dem Durchschnitt der Cantaten-Komposition als eine ergreifend ernste Schöpfung steht. Die ersten Verse: „Auch das Schöne muß sterben!“ usw., und die letzten Verse: „Siehe, da weinen die Götter“ usw., — mit besonders ansprechender Vertonung der Stelle: „daß das Vollkommene stirbt“ — werden von der Gesamtheit der Stimmen mit der üblichen Häufigkeit und Eindringlichkeit der Wiederholungen ausgestaltet. Dazwischen bringt je eine der vier Gruppen von Gesangsstimmen je einen der Doppelverse, die von Beispielen erzählen. — Dasselbe Konzert machte uns mit einer Stelle aus R. Wagners „Jugendoper“ „Die Feen“ bekannt; außer interessanten Harmonienfolgen war aus diesem Stückchen nicht eben etwas Besonderes herauszulesen. Einige Teile aus Wagners „Parsifal“, zweiter Akt, waren eine dankenswerte Erinnerung an das, was der gesamte Kunstfahenden Welt dieses Weisheitspiel sein kann. Die Vorführung von Beethovens Fantasie für Klavier, Soli, Chor und Orchester, Op. 80, diesem bis in Einzelheiten vorbildlichen Urbild der „Reinthen Sinfonie“, war ebenfalls eine gute That. Die Ausführung all dessen schwankte zwischen gar verschiedenen Qualitäten. Der Dirigent Kurt Hölzel gehört, wie zumal seine Leitung von Beethovens „Coriolan“-Ouvertüre zeigte, einer guten alten Zeit an, in der man jeden Takt dem andern möglichst gleich machte. Unter den Solisten ragten der bekannte Kammerfänger Karl Ferron (dem aber die Klavier-Stimme zu tief liegen dürfte) und die Führerinnen des Blumennädchenchors hervor; sonst gab's manches Bedauerliche; der Chor zeigte im ganzen ein tüchtiges Studium.

Das alljährlich wiederkehrende Sängerpaar Anna und Eugen Hildach vertritt in längst anerkannter Weise die Welt einer guten Gesangs-Unterhaltung. Einige Duette von Georg Henckel, einem in England wirkenden Sänger und Komponisten, gehören zu dem, was man je nach Geschmack entweder „nicht übel“ oder aber „fad“ nennt. Anders die Sopranlieder eines Berliner Modernen, Hans Hermann: sie bringen einen lebhaften Ausdruck nach Wagners Weise, als wären sie aus Bizets „Armen Heinrich“ herausgeschnitten, halten sich vorwiegend an ein Herausarbeiten des Einzelnen und ergeben sich im übrigen in den nun typisch werdenden äppigen Begleitungs-Figuren. Einige Lieder von Eugen Hildach selber zeigten sich von diesen Eigentümlichkeiten weit entfernt; sie enthalten in ihrer Bescheidenheit etwas Barnes, selbst Ziniges. Der Sänger verfügt über eine volle sympathische Stimme, mit einigen Mängeln in der Konsonantenbildung und mit einem ansprechenden, doch nicht sehr tiefgehenden Ausdruck; die Sängerin war wahrscheinlich durch ein Familienleid, das bereits eine Verschiebung des Konzerts verursacht hatte, an einer vollen Entfaltung ihres Könnens gehindert. Doch erkannte man bei lebhaft ausgreifenden Liedern eine gute Stimme und Söulung; jedenfalls möchten wir raten, noch für eine gefättigtere Föbung mancher Vokale und für eine festere Tonhaltung namentlich an Anfangsstellen zu sorgen.

Klagen über typische Kunstgesangsmängel brachte auch mein Vertreter heim, der das Konzert von Marie Kornatis und Hermann Lafont hörte. Die erfigenannte Sängerin, meines Erinnerns eine fleißige Kirchengängerin und als solche den Gefahren dieser Sangesgattung ausgesetzt, besitzt, wie ich höre, eine kräftige Stimme, doch mit unschöner Klangfarbe und unvollkommener Ausbildung; sie verfügt über kein eigentliches forte; der Anfaß der Kopfstöbe, besonders im Piano, klingt sehr heiser — ein Zeichen, daß diese eben nicht richtig gebildet sind; auch die Ansprache läßt viel zu wünschen übrig. Der Vortrag hingegen ist ganz temperamentvoll, allein für den Konzertsaal viel zu dramatisch. Der an zweiter Stelle genannte Klavierspieler besitzt eine sehr gute Technik und einen schönen Ton, doch im Vortrag nichts besonders Hinreißendes.

Einen im allgemeinen ungetrübten Genuß bot der erste von drei populären Quartettabenden der Herren Haller und Genossen. Sie spielten u. a. das „Harsenquartett“ von Beethoven, das mittlere der drei in Es-dur geschriebenen, mit bewunderungswürdiger Feinheit und Bewegtheit und — wie z. B. in der zweiten Variation des vierten Satzes die Bratsche bewies — ohne „falsche Bescheidenheit“. Alles Milde, Harte, vielleicht mit einem Zuviel an Pianofauch, gelangt wunderbar; das Große, Scharfe freilich nicht so. Im vierten Satz lömte der Schluß der ersten Periode des Themas, im dritten das Hauptthema und der Schluß des Trios noch energischer, konzentrierter genommen werden. Schließlich ist es individuell, ob man sich mehr eines zarten Dufis erfreut oder sich mehr nach einer noch größeren Leidenschaft und Tiefe sehnt.

In dem Maße, als die neuere deutsche Musik namentlich seit Philipp Emanuel Bach, dem einen Sohn Johann Sebastian Bachs, zu den heute üblichen freieren Musikformen weitergeschritten ist, behauptet der früher dominierende „strenge Stil“ zunächst mehr nur eine historische Stellung. Sein Weien liegt darin, daß in ihm der Komponist sich der Hauptsache nach an eine bestimmte Anzahl von Stimmen bindet und diese ganz selbständig, nicht als Begleitung oder Föhlung behandelt; seine wohl systematisierte Form ist die Fuge, die „Flucht“ der mehreren nacheinander einsetzenden und nach bestimmten Gestaltungen geföhrten Stimmen. In der That ist freilich der strenge Stil keineswegs bloß historisch gebieden; er

wurde lebendig weitergepflegt, doch nicht eben eng an den jeweiligen Zeitgeist anschließend. Eine Geschichte dieser weiteren Pflege — ich nenne aufs Geratewohl nur Mendelssohn und Rheinberger — wäre noch zu schreiben. Einen Versuch, ihn mit modernen Ausdrucksmitteln neu zu beleben, wird sie an Paul Ertele's Präludium und Doppelfuge für Orchester und Orgel finden, die letzten Dienstag die Philharmoniker zum überhaupt erstmalig aufgeführt haben. Das Präludium beginnt mit einer wirbelnden Orchestererregung und führt durch ein langsam feierliches Mittelstück (mit gedämpfter Oboe) und durch ein weiteres lebhaftes Thema hindurch. Es ist auf diese Weise thematisch reichhaltig, obgleich die Motive selbst nicht so eigenartig sind wie ihre Behandlung. Prägnanter treten die zwei Themen der Fuge hervor, das erste rhythmisch verzwickelt, das zweite dazu kontrastierend durch einen ganz einfach gewichtigen Rhythmus. Wie dann die beiden zusammengebracht und später mit Figurationen ausgestaltet werden, die in allen Reichtum moderner Instrumentierung getaucht sind und in einer Regierung zur „Eingührung“ weiterleiten, das ist durchaus interessant anzuhören, und der Eindruck des Gesamten ist jedenfalls gewaltig, wenn auch mehr das Gefühl der Bewunderung einer meisterlichen Konstruktion als das einer erwärmenden Innigkeit und weltvergessenen Hoheit erzeugt wird, die ja auch in solchen strengsten Formen ganz wohl möglich ist. Auch hier wird doch immer die erste Frage die nach der Bedeutung der Motive sein, und dafür wird unser Komponist noch auf eine weite Bahn der Fortentwicklung angewiesen sein. Der ehrenvolle Beifall war freilich nicht so, wie ihn leichtere Ware zu finden pflegt.

Keinen wir das historische Problem an, indem wir nach leidlicheren Formen in der Vergangenheit des „strengen Stils“ suchen, so haben wir die Conperin und andre, mit denen Edouard Risler den ersten seiner fünf historischen Klavierabende eröffnete. Mehr davon hätte unsen Konzerten not, und dem Interesse unfres Publikums hätte not ein weniger an Neugierde, wie der und der auf dem Klavier spielt, wie viele Seelen jeder in seiner Brust hat, usw. Bei Risler genügt uns die eine, die er hat. — sz.

Kleines Feuilleton.

— Von Verdi. Verdi, der Kleinbauernsohn, hatte im Anfange seiner Laufbahn schwer zu kämpfen, und es ging ihm finanziell nicht allzugut. Es war im Jahre 1839. Der sechsundzwanzigjährige Maestro spielte täglich in der Volkstheater „Gelbe Rose“ in der Via San Raffaele zu Mailand. Zwischen fünf und sechs kam er, meist nachdenklich und betrübt, und verzehrte sein bescheiden Mahl. Eines Tages war er trauriger den je, stützte den Kopf auf seine Hände, die Entbogen auf den Tisch und überließ sich trübem Sinnen. Endlich faßte er einen Entschluß, sprang auf und ging zum Birt Sur (Gebatter) Pedrin und bat ihn, ihm für einige Tage Kredit zu gewähren. Der Augenblick war ungünstig gewählt, da Sur Pedrin gerade einen Streit mit einem Buchdrucker gehabt hatte, und so wies er den demütigen jungen Mann brüsk ab. Verdi schwieg und verschwand. Nach einiger Zeit las Sur Pedrin den Namen des jungen Künstlers auf den Theaterzetteln als Verfasser einer Oper. Da er sich auf Theaterdinge verstand, dämmerte es in seinem Philisterschädel allmählich auf, was er verachtet habe, während er doch kleine Grobmit die Anwartschaft auf Freibillens hätte erkaufen und seiner Oleria zu neuem Glanz hätte verbelfen können. Er suchte sich dem Meister zu nähern, wurde aber abgewiesen. Als der Ruf Verdis stieg, wurde der Birt größerlich und schwermütig, ja er soll sogar, wie einige Künstler behaupten, am „gebrochenen Herzen“ gestorben sein.

Wie schnell Verdi arbeitete, darüber berichtet ein anderer wie folgt: In der Karneval-Stage von 1853 sollte Verdi zwei Opern liefern, die eine für das Apollo-Theater in Rom, die andre für die „Genice“ in Venedig. Die Libretti ließen auf sich warten, und so konnte er erst am 1. November 1852 den „Trovatore“ beginnen, der aber am 29. November schon fertig war. Die Komposition der zweiten Oper verzögert sich. Zu Weihnachten ist Verdi in Genua, um nach Rom zu reisen. Er muß warten, denn die Dampfer gehen erst nach den Festen ab. Drei Tage verloren! Am dritten Tage der unwillkommenen Wartezeit liegt der erste Akt der „Traviata“ schon fertig da. Dann ging Verdi nach Rom, bereite bis zum 19. Januar die Ausführung des „Trovatore“ vor, kehrte nach S. Agata zurück und vollendete in 13 Tagen den Rest der „Traviata“. Am 15. März 1853 ging diese Oper über die Bretter der „Genice“ und fiel durch, durch die Schuld der Sänger, wie Verdi selbst dem Bariton Varese sagte, als dieser sein „Beileid“ ausdrückte: „Beileidet Euch selbst, Euch und Eure Kollegen; denn Ihr habt meine Musik nicht verstanden.“ . . .

— Eine Maori-Sage. Am Anfang der Schöpfung lagen Himmel, Rangai, und Erde, Papa, dicht bei einander. Leben existierte wohl und die Söhne aus der Ehe des Himmels und der Erde verschworen sich, dieser ewigen Dunkelheit ein Ende zu machen und sich durch gewaltmähtiges Auseinandertreiben ihrer Eltern Licht und Raum zu verschaffen. Sie schnitten große Stämme ab und verfrachten damit, den Himmel nach oben zu schieben; doch trotz der Anstrengungen der unmohtlichen Söhne schlössen sich die Eltern in unger Liebe zusammen; erst als Tanu, der

Wauungott, sich auf Kopf und Hände stellte und mit seinen Fäßen gegen den Himmel preßte, gab Rangai nach. Bis auf den heutigen Tag blieben die Wäme, die Kinder Tanu's in derselben Stellung. So war also die Trennung zwischen Rangai und Papa bewerkstelligt, Himmel und Erde waren für ewig geschieden. Doch die Thränen des Himmels tränkeln immer noch als Thautropfen herab auf das Antlig der Gattin und von ihrem Busen steigen allabendlich Sehnsuchtsgefühle als Nebel empor. Der sechste Sohn, der von der Verschwörung fern geblieben war und seinen Vater begleitet hatte, versprach, fürchtbare Rache an seinen Brüdern zu nehmen. Es war Tauhiru-Matea, der Gott der Blinde und Stille. Er entsandte alleszerstörende Orkane zur Erde gegen die bösen Frebler. Der Seegott flüchtete sich in das Meer, wo seine Kinder bis auf den heutigen Tag als Fische leben; die zwei Götter der Pflanzenfrüchte verbargen sich in der Erde, welche als barmherzige Mutter ihre Kinder säugte. Nur Tu, der Gott der Menschen, trotzte dem Anstürmen seines feindlichen Bruders, darum geschieht es auch, daß bis in unsre Zeit Wind und Wetter dem Menschen Fallen stellen, ihre Schiffe zertrümmern, Häuser und andre Werke beschädigen. Nicht aber allein, daß der Mensch standhaft gegen den Windgott ankämpft, zur Strafe für das treulose Verlassen von Tu, macht er auch Jagd auf die Fische und verzehret Pflanzen und andre Beute als tägliche Nahrung. (Aus: „Aus meiner Wanderzeit“ von Curt Graemer. Berlin. Dietrich Reimer.) —

Kulturgeschichtliches.

— Zur Geschichte einiger Weizenrassen liefert Georg F. V. Sarauw im 23. Bande der Kopenhagener „Botanisk Tidsskrift“ einen Beitrag. Der Vinkelweizen, welcher in botanischen Kreisen erst bekannt geworden ist, nachdem ihn Host 1809 als *Triticum compactum* aus Steiermark beschrieben hatte, war schon von Linné in Upsala beobachtet und 1748 im Anhang zum „Hortus Upsalienis“ als *Triticum typhinum* beschrieben. Schwedisch heißt er *lubbvete*. Später hat Linné die Masse mit dem englischen Weizen zusammengeworfen und beide zusammen *Triticum turgidum* genannt. Im Anfang des 19. Jahrhunderts war der Vinkelweizen in Upland, Westmanland und andren Gegenden Schwedens die häufigste Weizenrasse. Man unterschied die grammentragende Form unter dem Namen *borrhvetez* von den gramlosen Formen, welche man im engeren Sinne *lubbvete* nannte. Beide Formen werden dort als Winterform gebaut, während der identische Vinkelweizen in der Regel als Sommerform gezogen wird. Auch in Norwegen baut man Vinkelweizen, und zwar hauptsächlich in den nördlicheren Gegenden, z. B. Hedemarken. In Dänemark dagegen ist diese Masse gegenwärtig unbekannt, aber in vorgeschichtlicher Zeit auch dort gebaut gewesen. Der Vinkelweizen ist nämlich die älteste Weizenrasse Mittel- und Nordenropas. Zu ihm gehören nicht nur diejenigen Zunde aus Stein- und bronzzeitlichen Pfahlbauten Norditaliens, der Schweiz und Deutschlands, welche Heer schon als *Triticum compactum* bestimmt hatte, sondern auch, wie Körnige nachweist, die von Heer als *Trit. turgidum* und *Trit. vulgare antiquorum* bestimmten Reste. Ebenso gehört zum Vinkelweizen das in einem Depotfunde der jüngsten Bronzezeit auf Holland gefundene, von Rostrop 1808 als *Trit. vulgare antiquorum* bestimmte Korn.

Der englische Weizen, welcher von Linné und Heer mit dem Vinkelweizen verwechselt wurde, ist eine verhältnismäßig jüngere Kulturrasse, welche von den Nordküsten des Mittelmeers ausgegangen zu sein scheint. Plinius kennt schon den zu dieser Masse gehörigen Wunderweizen. In Deutschland hieß der englische Weizen früher *Böhmischer Weizen* (Hieronymus Bod. 1539), in den Niederlanden *Höhmischer Weizen* (Dodonaeus, 1569), *Tabernaemontanus* nannte ihn *Triticum typhinum*, jetzt wird er von den Botanikern *Triticum turgidum* genannt. — („Globus.“)

Völkerrunde.

— Ueber die Lage der Juden in den mohammedanischen Ländern sprach Dr. Eugen Mittwoch unlängst im Hamburger „Verein für jüdische Geschichte und Litteratur“. Der „Hamb. Korresp.“ berichtet über den Vortrag: In den mohammedanischen Ländern bilden nicht die alteingesessenen Juden den überwiegenden Teil, sondern die sephardischen spanischen Juden, die mit Stolz auf ihre Vergangenheit zurückblicken und ihre spanische Heimat noch heute nicht vergessen haben. Sie sprechen und schreiben spanisch, drucken in dieser Sprache ihre Zeitungen und bedienen sich ihrer auch in der Liturgie. Wie die Sefhardim, so haben auch die askenasischen Juden sich noch das Andenken an ihre Heimat bewahrt; sie stammen hauptsächlich aus Böhmen und Rußland und sprechen zwar deutsch, aber nur in dem bekannten Jargon; sie stehen im übrigen auf derselben Bildungstufe wie die polnischen Juden. Die spanischen Juden unterscheiden sich in ihrer Lebensweise nur wenig von den Arabern; in ihrer Majorität halten sie noch streng an den religiösen Gebräuchen fest; ihr geistliches Oberhaupt ist der *Chacham Baschi*, der denselben Rang wie der koptische und armenische Patriarch in Kairo einnimmt. Vor ihm her schreitet, wie vor einem Konsul, ein *Kavah* mit silberbeschlagenem Heroldsstab. Das Schulwesen wird von einem „Chacham“ geleitet, in Bezug auf Lehrplan, Methode und namentlich betreffs der hygienischen Einrichtungen lassen die Schulen fast alles zu wünschen übrig. Eine Ausnahme bilden nur die von der Alliance israelite universelle geleiteten Schulen, wo die Kinder außer der Landessprache noch Hebräisch, Englisch und Französisch

lernen, bedauerlich ist jedoch die Bevorzugung der französischen Sprache, es müßte mehr Wert auf die Erlernung der Landessprache gelegt werden. Besonders gut wirken die namentlich in letzter Zeit von der Alliance eingerichteten Mädchenschulen, durch diese Schulen ist namentlich in Marocco die sociale Lage der Frau gebessert worden, auch werden die Mädchen nicht mehr wie früher im Alter von 10 bis 12 Jahren, sondern erst mit 15 bis 16 Jahren verheiratet. Das Schulwesen im ganzen Orient bedarf jedoch noch dringend der Verbesserung. Der Vortragende ging dann näher auf das Leben und die Lehren der Karäer ein, die nur das schriftliche Gesetz anerkennen. Im Orient giebt es noch heute drei arabisch-gemeinden, unter denen die von Kairo mit etwa tausend Seelen die bedeutendste ist; zwei kleinere Gemeinden befinden sich noch in Konstantinopel und Jerusalem. Die Synagoge in Kairo ist sehr einfach gehalten, birgt jedoch noch das älteste Bibelmannskript der Welt. Was die politische und wirtschaftliche Lage der Juden im Orient anbelangt, so ist ihre äußere Lage in der Türkei und Aegypten sehr günstig. Die Mehrzahl der dort wohnenden Juden sind Kaufleute und Handwerker, der Mittelstand ist nur schwach vertreten, einigen sehr reichen Familien steht die Mehrzahl jener gegenüber, die nur kümmerlich ihr Leben fristen. Schlimmer ist die Lage in Palästina trotz der vielen Almosen, die jährlich dorthin wandern. Die palästiniischen Kolonien beginnen jetzt segensreich zu wirken. Noch trauriger ist die Lage der Juden in Marocco und Persien; trotzdem sie fleißig und arbeitsam sind, bilden sie namentlich in Marocco die Brühlknaben der fanatischen Bevölkerung. Am Euphrat und Tigris giebt es noch einige ganz alte jüdische Gemeinden, die selbst von dem Einfluß der Großstädte des Orients unberührt geblieben sind. Eine solche ist Bartemra in der Nähe von Mosul, dem biblischen Ninive. Die dort befindlichen 100 Häuser sind ausschließlich von Juden bewohnt. Der tägliche Verdienst für eine Familie beträgt etwa 50 Pf. nach unserem Geld, was auch genügend ist, denn die Lebensmittelpreise sind dort äußerst einfache; so z. B. kostet der Aufbau eines Hauses 40 M., ein Pfund Fleisch 7 Pf., ein Pfund Brot 4 Pf. usw.

Meteorologisches.

10. Eine neue Verwendung für Flugdrachen empfiehlt Dr. Kahner im letzten Heft der „Fluor. aeron. Mittlg.“. Jeder, der sich einige Zeit in einem Gebirgskthal oder am Rande eines Gebirgs aufgehalten hat, wird einen ziemlich regelmäßigen Wechsel der Luftströmungen bemerkt haben. Wenn sich die Luft beim Anbruch der Nacht an dem Berghange abfließt, so sinkt sie abwärts ins Thal; umgekehrt entsteht eine aufwärts gerichtete Luftströmung bei der allmählichen Erwärmung der Luft während des Tags. Dadurch kommen die als Berg- und Thaltwind bekannten Erscheinungen zu Stande. Es wäre nun von Bedeutung, deren Eigenschaften näher kennen zu lernen und besonders die Flenderung der Windrichtung, Windstärke, Temperatur und Feuchtigkeit zu studieren. Zunächst aber wäre es wichtig festzustellen, bis in welche Höhe der Luftwechsel stattfindet. Kahner schlägt vor, zu diesem Zweck Flugdrachen oder Drachendallons zu benutzen. Es würde wahrscheinlich schon genügen, einen Papierballon von 1/2 bis 1 Meter Durchmesser an einem starken Faden aufzulassen. An den Faden müßten kleine Papier- oder Stofffäden in bestimmtem Abstände von etwa 10 Meter angebracht sein, deren Stellung mit einem Fernglaße zu beobachten wäre und die Windrichtung in den verschiedenen Höhen anzeigen würde. Auf diese einfache Art ließen sich bereits wichtige Erfahrungen sammeln. Zu einer genaueren Beobachtung würde die Benutzung von selbst aufzeichnenden meteorologischen Instrumenten nötig sein. Am besten eignen sich zu den Versuchen möglichst einfach gestaltete d. h. geradlinig verlaufende und gleichmäßig ansteigende Thäler, wie sie z. B. am Nordrande des Harzes zu finden sind. In größerem Maße findet jener Luftwechsel in höheren Gebirgen statt und ist als Föhn in den Alpen und als Bora in Dalmatien oft beschrieben worden. Uebrigens hat der amerikanische Meteorologe Abbe die auf demselben Gesetze beruhende Erscheinung des Wechsels zwischen Land- und See wind mit Flugdrachen erforscht.

Humoristisches.

— In einer Bank. (Ein fremder Herr tritt ein.) „Mein Name ist Meier.“
 „Sie wünschen?“
 „Aber ich bin ja hier Aufsichtsrat!“
 „Ja was wünschen Sie denn eigentlich? Ihre Lantienne ist doch erst in zwei Monaten fällig!“
 — Villhuen-Realismus. „Herr Direktor, ich kann heute die Sterbeszene nicht übernehmen, ich fühle mich unwohl!“
 „Aber das ist ja grad' nett! Wenn's krank sein, sterben's viel schöner, als wenn's gesund sein.“
 — Ausgezogen. Der Chirurg Professor Oppenheimer hat sich durch einen Witz ins Wartezimmer verewiglicht, daß dort noch wenigstens 20 Menschen seines Beistandes harren, und ist infolge dessen außerordentlich preßiert. Dem Nächsten, der zu ihm eintritt, ruft er sogleich zu: „Ziehen Sie sich aus!“ Der Herr zögert. „Herr Geheimrat, ich komme...“ „Halten Sie mich nicht unnütz auf und ziehen Sie sich aus, damit

ich Sie untersuchen kann; Sie sehen doch, daß ich Elle habe.“ — „Aber Herr Professor...“ — „Auszieh'n! auszieh'n!“ donnert dieser nunmehr so energisch, daß jeder Widerspruch verstummen muß. Der fremde Herr entleidet sich nunmehr eiligt und nimmt Platz. „Nun können Sie anfangen zu erzählen; also wo sieht das Uebel?“

Der nackte Mann: „Herr Geheimrat, ich komme von der jüdischen Einschägungskommission und wollte mit Ihnen über Ihre Steuern Rücksprache nehmen!“ —

(„Lust. Bl.“)

Notizen.

— „Oedipus“ oder „Das Rätsel des Lebens“ von Gertrud Prellwitz bringt das Berliner Theater am 6. März als Sondervorstellung. —
 — Intendant Prajch hat das Theater des Westens vom Jahre 1908 ab auf drei Jahre gepachtet. —
 — Anna Müller, die frühere Soubrette des Adolf Ernst-Theaters, ist auf fünf Jahre als „komische Alte“ für das Lessing-Theater engagiert worden. —
 — Eine Verdi-Gedenkfeier findet in der nächsten Woche im Opernhause statt. In der zweiten Hälfte des Februar werden dann noch sieben Opern von dem verstorbenen Komponisten aufgeführt werden: „Rigoletto“, „La Traviata“, „Trubadour“, „Maskenball“, „Aida“, „Othello“ und „Falstaff“. —
 — Richard Strauß hat eine neue Oper „Feuersnot“ soeben vollendet; das Werk wird zu Anfang der neuen Saison am Opernhause zur Aufführung gelangen. —
 — „Das Paradies der Damen“, eine Operette von Erlanger, wurde bei der Erstaufführung im Theater an der Wien vom Publikum abgelehnt. —
 — Leoncavallos Oper „Böhme“ erzielte bei der Erstaufführung am Kölner Stadttheater einen lebhaften Erfolg. —
 — Einen alten römischen Schmelzofen hat man dieser Tage in Hadjeb-el-Kionn (Tunesien) ausgegraben. —
 c. Zur Untersuchung der Luftspiegelung der „Schweigenden Stadt in Alaska“ wird für den Juni eine wissenschaftliche Expedition dorthin abgehen, die die Luftspiegelungsphänomene photographieren und die Bedingungen betreffs Zeit und Wetter aufzeichnen wird. —
 — Die „Lustigen Blätter“ veranstalten am 20. Februar in der „Schlaraffia“, Enklay 4, einen Ball unter dem Titel „Die Böhme“ (Ein Fest in der roten Mühle). —
 — Am den Jagdsport im Sudan in gewissen Grenzen zu halten, werden Jagdscheine ausgegeben, die nur zur Vernichtung einer beschränkten Zahl von jagdbaren Tieren berechtigen. Ein solcher Schein, der 500 M. kostet, lautet auf 2 Elefanten, 6 Nilpferde, 2 Nashörner, 1 Giraffe, 4 Büffel und beliebig viele Gazellen, Wildschweine und Antilopen. Außerdem haben aber die Jagdliebhaber noch besondere Schußgelder zu zahlen: für jeden erlegten Elefanten 100 M., jeden Büffel 120 M. usw. —

Bücher-Einlauf.

— Grete Waldau: „Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke.“ Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. Pr. 1.50 M. —
 — Georg Trepplin: „Werden.“ Lyrik. München. August Schupp. —
 — J. E. Borikly: „Die Studentin.“ Novelle. Berlin. Hermann Walter. —
 — Guy de Maupassant: „Hans und Peter“. Roman. Gesammelte Werke. III. Band. Deutsch von Georg Freiherr v. Ompteda. Berlin. F. Fontane u. Co. —
 — Dr. Erich Urban: „Richard Strauß“. Moderne Essays zur Kunst und Literatur. Heft 4. Berlin. Gose u. Teylaff. —
 — Carlo Ferrinello: „Giuseppe Verdi“. Sammlung: Verkante Musiker. Band 9. Berlin. Verlags-Gesellschaft „Harmonie“. —
 — Hermann Lürd: „Eine neue Faust-Erklärung.“ Berlin. Otto Elsner. —
 — G. Marquardt: „Der Verrat des Judas Ischariot — eine Sage.“ München. August Schupp. —
 — Dr. R. Steiner: „Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrhundert.“ 19. Band des Sammelwerks „Am Ende des Jahrhunderts.“ Berlin. Siegfried Cronbach. Pr. 2.50 M. —
 — Bruno Meher: „Die bildenden und reproduzierenden Künste im 19. Jahrhundert“. I. Teil. 20. Band des Sammelwerks „Am Ende des Jahrhunderts“. Berlin. Siegfried Cronbach. Preis 2.50 M. —
 — J. G. Vogt: „Die illustrierte Welt der Erfindungen.“ Heft 11—15. Leipzig. E. Bießel Rößig. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 3. Februar.